

# Inklusion nebenbei

Menschen mit Beeinträchtigungen im Stadtteil

**SI**  
aktuell



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES  
INSTITUT

der Evangelischen Kirche in Deutschland **EKD**

HIMMELSTÜR  
Diakonie  
miteinander leben

Die deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Inklusion nebenbei - Menschen mit Beeinträchtigungen im Stadtteil

ISBN 978-3-981488-3-64

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen sowie für sämtliche Speicherung und Verarbeitung in datenverarbeitenden Systemen. Es ist nicht gestattet, Abbildungen zu digitalisieren.

Fotos (Titelcover): istockphoto.com (George Clerk), Diakonie Himmelsthür

© creo-media, Hannover · 2016

creo-media GmbH  
Agentur · Druckerei · Verlag  
Bischofsholer Damm 89  
30173 Hannover  
[www.creo-media.de](http://www.creo-media.de)

Layout, Satz, Typographie und Bildbearbeitung bei: creo-media, [info@creo-media.de](mailto:info@creo-media.de)

---

# Inklusion nebenbei

## Menschen mit Beeinträchtigungen im Stadtteil

Herausgeber:

Sozialwissenschaftliches Institut der EKD (SI)

Arnswaldtstraße 6, 30159 Hannover

Telefon 0511-554741-0

e-mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)

Text:

Ulf Endewardt, Friedhelm Feldkamp, Laura Welskopf

Redaktion:

Renate Giesler

# Inhaltsverzeichnis

6	<b>Vorwort</b>
8	<b>Das Projekt in Hildesheim: Begegnungs- und Beratungsstätte Treffer</b>
10	<b>Es ist normal, verschieden zu sein</b>
10	Inklusion – was heißt das konkret?
11	Wahrnehmung von Menschen mit Beeinträchtigungen
12	<b>Inklusionspotenziale von Wohnquartieren</b>
12	Das Inklusionspotenzial von strukturschwachen Wohnquartieren
13	Nordstadt als städtischer Raum
14	<b>Erfahrungen mit dem Projekt</b>
14	Die Sicht der Wohngruppenbewohner_innen
15	Die Sicht der Nutzer des Treffers
15	Die Sicht der Anwohner
17	Die Sicht der Experten
18	Die Rolle der Kirchengemeinde
20	<b>Ergebnisse</b>
21	Zur Lage in der Nordstadt
21	Die Perspektive der Bewohner_innen
21	Die Perspektive der Nutzer
22	Die Perspektive der Anwohner
22	Die Perspektive der Experten
24	<b>Empfehlungen für Inklusionsprojekte im Wohnquartier</b>
25	Drei Erfolgsfaktoren für Inklusion
28	<b>Literatur</b>
29	<b>Anhang: Untersuchungsdesign</b>

---



## Vorwort

Dass Inklusion „nebenbei“ erfolgt, sollte eigentlich mittlerweile selbstverständlich sein. Ganz gleich, ob am Arbeitsplatz, im Wohnquartier, in der Freizeit mit Freunden, im Konzert, beim Einkaufen – wo auch immer: Menschen mit Beeinträchtigungen gehören dazu. Ihre Beeinträchtigungen sollen nicht eigens zum Thema werden – aber ihre Andersartigkeit, die möglicherweise Unterstützungen erfordert, sollte gleichwohl berücksichtigt werden. Natürlich ohne besonderes, gar patriarchalisches Getue, ganz selbstverständlich eben – aber schon in genauer Wahrnehmung der spezifischen Bedürftigkeit der betreffenden Menschen. Inklusion so gesehen setzt mithin Aufmerksamkeit, Achtsamkeit – ja vielleicht auch Zuwendung – voraus. So stellte sich jedenfalls die Situation bisher dar. Gelingende Inklusion erfordert folglich von der Gesellschaft ein erhöhtes Maß an sozialer Empathie. Sie gelingt nicht mit indifferenten Haltungen gegenüber den betreffenden Menschen.

Die Evaluation eines Wohnprojektes der Diakonie Himmelsthür in Hildesheim für Menschen mit Beeinträchtigungen durch das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD bringt nun gegenüber dieser Ansicht erstaunliche neue Erkenntnisse zutage, die wir mit dieser Broschüre der Allgemeinheit zur Verfügung stellen wollen. Abgekürzt und provozierend gesagt: Inklusion gelingt auch in einem Kontext der Indifferenz, wie er sich gerade in städtischen Räumen nicht selten finden wird. Inklusion funktioniert hier in einem radikalen Sinne „nebenbei“: ohne, dass Beeinträchtigungen überhaupt noch wahrgenommen werden würden. So wie in einem städtischen Kontext alles Mögliche nebenher geschieht und Passanten es bewusst nicht bemerken. Städtisches Leben scheint auf diese Indifferenz angewiesen zu sein. Um Vielfalt zu ermöglichen, werden auch Beeinträchtigungen indifferent integriert: sie interessieren nur wenige. Und die Pointe ist: Gerade so kommen Menschen mit Beeinträchtigungen offensichtlich gut zurecht.

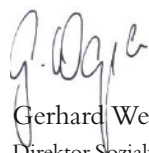
Zu den erstaunlichen Ergebnissen zählten zum Beispiel einerseits, dass zwar Nachbarn – aber auch die befragten Experten – wenig bis keine Kenntnis haben, wer jetzt in ihrem Stadtteil wohnt. Andererseits sind die befragten Menschen mit Beeinträchtigungen sehr zufrieden in ihrem neuen Wohnumfeld. Sie stört es nicht, dass es kaum bis keinen Kontakt zu Nachbarn gibt und vor allem finden sie es völlig in Ordnung, dass sie nicht auffallen und auf ihre Andersartigkeit angesprochen werden. Das Wohnen in einem citynahen und durchmischten Wohngebiet wird als vorteilhaft geschildert. Die betreffenden Menschen selbst schätzen die neuen Freiheiten. Und vor allem: Sie erleben keine oder wenig Stigmatisierung („macht Spaß, da zu wohnen“, „Freiheit pur“, „fühle mich hier geborgen“). Besonders aufschlussreich: Der „Treffer“. Der Laden im Wohnprojekt mit Begegnungsmöglichkeiten, als sogenann-

tes Scharnier in das Wohnquartier gedacht, wird von Anwohnern zwar offensichtlich kaum wahrgenommen und erfüllt folglich nicht die ihm zugeordnete inkludierende Funktion nach außen. Die Stadtteilbewohner vermuten als mögliche Besucher lediglich „Ältere, Kranke, Behinderte“, fühlen sich nicht betroffen und gehen deswegen nicht hinein. Nach innen erleben die Menschen mit Beeinträchtigungen den Treffpunkt jedoch durchaus als einen inklusiven Ort, weil er ihnen vor Ort Kontaktmöglichkeiten erschließt, zu denen sie früher keinen Zugang hatten. Deshalb ist er trotz des eng begrenzten Nutzerkreises zu einem beliebten Zentrum geworden. Damit unterscheidet er sich deutlich vom Nachbarschaftsladen der Kirchengemeinde, der eher einen Ort für andere darstellt. Diese Differenzierung scheint aber vollkommen unproblematisch zu sein.

Was folgt aus diesen Einsichten? Einerseits sicherlich eine kritische Überprüfung mancher Annahmen, mit denen das Wohnprojekt ursprünglich gestartet ist. Zu fragen ist, ob nicht noch stärkere Öffentlichkeitsarbeit, mehr bewusstes sich einbringen in den Stadtteil erforderlich sind, um die nachbarschaftliche Wahrnehmung und inklusive Veränderung des Quartiers für alle Anwohner voranzubringen. In weiteren Projekten werden diese Erfahrungen berücksichtigt werden. Daneben muss aber auch grundsätzlich überlegt werden: Müssen wir Inklusion tatsächlich neu denken? Kann es sein, dass inklusive Vielfalt in unserer Gesellschaft durch Indifferenz gar nicht geschmälert sondern in gewisser Weise sogar gefördert wird?



Ullrich Stoebe  
Direktor Diakonie Himmelsthür



Gerhard Wegner  
Direktor Sozialwissenschaftliches Institut der EKD

## Das Projekt in Hildesheim

### Begegnungs- und Beratungsstätte Treffer

Die Einrichtung zweier Begegnungs- und einer Beratungsstätte ist Bestandteil des Gesamtkonzeptes der Umwandlung und (Teil-) Dezentralisierung der Diakonie Himmelsthür in Hildesheim. Diese Stätten verstehen sich als Türöffner und Scharniere ins Quartier; sie und ihre Mitarbeitenden bereiten für die Menschen mit Unterstützungsbedarf den Weg zur Teilhabe im Sinne eines inklusiven Gemeinwesens vor. Die Räumlichkeiten sollen bei neu Angekommenen und Quartiersnachbarn die Lust wecken, einander kennenzulernen. Begegnung ist der erste Schritt um Vorurteile abzubauen, Ängste vor Unbekanntem zu verlieren und schließlich Gemeinsamkeiten entdecken und diese zu leben.

Die Immobilie in der Peiner Straße 6/8 kam 2009 ins Gespräch. Der ehemalige Möbelladen erfüllte die relevanten baulichen Kriterien. Ein bereits vorhandener Lastenaufzug konnte zum Personenfahrstuhl umgebaut werden. Der Investor gestaltete die Renovierung in enger Absprache mit der Diakonie Himmelsthür; in den oberen Stockwerken entstanden Wohnungen für 16 Menschen, die bis dahin auf dem Hauptgelände der Diakonie Himmelsthür gewohnt hatten. Im Haus befanden sich bereits eine kleine Elektronikfirma und eine Praxis für Ergotherapie; die Volkshochschule hatte ihr Interesse an Mieträumen und Kooperationsmöglichkeiten signalisiert. Eine Hausgemeinschaft mit unterschiedlichen Parteien, die fußläufige Nähe zum Bahnhof und in die Innenstadt sowie ein stimmiger Kosten-Nutzen-Faktor sprachen für die Anmietung dieser Immobilie. Die multikulturelle Nordstadt war bekannt für ihre sozialen Problemlagen, aber auch für ihre engagierten und erfolgreich agierenden Akteure vor Ort (Kirchengemeinde, Lebenshilfe, türkische Gemeinschaft) und hatte eine Aufwertung des Wohnumfeldes durch städtische Sanierungsprogramme („Südliche Nordstadt“) erfahren.

Was ebenfalls für die Peiner Straße 6/8 sprach, war der großzügig zugeschnittene Verkaufsladen des ehemaligen Möbelgeschäftes im Erdgeschoss, in dem die erste Begegnungs- und Beratungsstätte außerhalb des Hauptgeländes entstehen sollte. Das ursprüngliche Konversionskonzept maß den zwei Begegnungsstätten die Rolle einer Anlaufstelle für alle Umgezogenen zu – auch als Maßnahme, um einer eventuellen Vereinsamung und Isolierung in der neuen Umgebung entgegen zu wirken. Dabei wurde die Relevanz des quartiersbezogenen Sozialraumes außer Acht gelassen.

Ein starkes gemeinwesenorientiertes Netzwerk soll dazu beitragen, dass ein wertschätzendes gesellschaftliches Umfeld und eine tragende Infrastruktur für ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner des Hauptgeländes im neuen Quartier geschaffen werden. In einer fremden Umgebung heimisch zu werden und dort in Würde altern zu können, ist Ziel dieser Netzwerkarbeit. Eng damit verbunden ist die Stärkung der Menschen mit Unterstützungsbedarf in ihrer neuen Bürgerrolle. Sie haben die Möglichkeit, sich für ihre Nachbarn, für ihren „Kiez“ zu engagieren und aktiv am Stadtleben teilzunehmen. Im Treffer wird seit fünf Jahren all diesen Aspekten Rechnung getragen.



Bereits etablierte und neue Begegnungsmöglichkeiten im Freizeit- und Bildungsbereich und in Zusammenarbeit mit anderen Trägern/Akteuren sind fester Bestandteil in der Peiner Straße 6/8 (z. B. Erzählcafé, Koch- und Strickkurse, Frühstücksbuffet). Neben Begegnung finden hier auch Beratung und Informationsaustausch zu Themen wie: Arbeit, Wohnen, Freizeit, Bildung, Alltagsbewältigung, Sozialrecht, Persönliches Budget und Unterstützte Kommunikation statt.

Neue Netzwerke (z. B. Runder Tisch Gemeinwesendiakonie) wurden gegründet und anderen Netzwerken beigetreten (z. B. Nordstadt: Mehr.Wert). Der Treffer ist ein ernst- und wahrgenommener Stadtteilakteur geworden. Durch zahlreiche Aktionen trägt er zu einem guten Klima in der Nachbarschaft bei (z. B. Übernahme der Patenschaft für den öffentlichen Bücherschrank, Gestaltung des Wochenmarktes, Teilnahme am Ferienpass, am Lebendigen Adventskalender, Hinterhoffeste, Mitgestaltung des LipDup Videos „Nordstadt bewegt“). Über die Begegnungs- und Beratungsstätte öffnet sich die Diakonie Himmelsthür der Stadt; bestenfalls trägt sie zu einem Imagegewinn bei, neue Klienten, Kooperationspartner und Ehrenamtliche werden darüber gewonnen.

Dietlinde Richter

Leitung Projektbüro

Leitung Treffer (2010 bis 2013)

## Es ist normal, verschieden zu sein

### Inklusion – was heißt das konkret?

Die Forderung nach Inklusion kann als Folge eines veränderten Behinderungsverständnisses bezeichnet werden. Doch was bedeutet konkret Inklusion? Welche Konsequenzen ergeben sich bei der Umsetzung des Inklusionsgedankens? Was muss sich in Deutschland verändern, damit es tatsächlich normal ist, verschieden zu sein, wie es unter anderem die Orientierungshilfe des Rates der EKD zum Thema Inklusion einfordert? Was genau ist überhaupt „normal“? Unterscheiden sich die Normalitätsempfindungen je nach sozialem Stand und Wohnunggebung? Werden die Verschiedenheiten bei der vermeintlichen Erweiterung der Normalitätsauffassung noch wahrgenommen oder verschwinden diese langsam aber sicher aus unserem Blickfeld?

Bis in die 1990er Jahre war es in Deutschland üblich, Behinderung aus dem medizinischen Modell heraus zu betrachten. Dieses begreift Behinderung als individuelle Funktionsbeeinträchtigung. Behinderung ist danach eine Andersartigkeit mit Teilhabebeeinträchtigung. Der Fokus liegt auf der Anpassung der Menschen mit Beeinträchtigung an die Lebensumstände der Normalgesellschaft, wobei von der Gesellschaft keinerlei Annäherung gefordert wird. Ist die vollständige Eingliederung nicht möglich, werden fürsorgliche Hilfen in Form von Pflege und Sicherung des Existenzminimums bereitgestellt.

Das soziale Modell von Behinderung macht die gesellschaftlichen Infrastrukturen und Systeme sowie die abwertende Haltung der Normalgesellschaft gegenüber Menschen mit Beeinträchtigungen für die Exklusion von der vollen Teilhabe verantwortlich. Nach diesem Modell wird erst aus dem Wechselverhältnis einer persönlichen Beeinträchtigung mit gesellschaftlichen Systemen, Erwartungen und Einstellungen eine Behinderung, sodass man diese als eine vielschichtige gesellschaftliche „Behinderung der Teilhabe betrachten“ kann. Gefordert wird eine Anpassung der gesellschaft-

lichen Infrastrukturen, Systeme und Ansichten an die menschliche Vielfalt.

Mit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention im Jahr 2009, die sich an dem sozialen Modell von Behinderung orientiert, hat sich der Staat selbst verpflichtet, Menschen mit Beeinträchtigungen gesellschaftliche Teilhabe tatsächlich zu ermöglichen – nicht nur formal. Denn die Behindertenrechtskonvention formuliert keine Sonderrechte, sie bekräftigt vielmehr, dass es für Menschen mit Behinderung selbstverständlich sein muss, grundlegende Menschen- und Bürgerrechte auch wirklich wahrnehmen zu können. Sie sollen wie jeder andere auch die Chance haben, ein Leben zu führen, das eigenen Wünschen und Vorstellungen entspricht.

Um eine gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft zu erreichen, müssen Unterstützungsleistungen zur Ermöglichung einer selbstbestimmten Teilhabe (wie z. B. Assistenzleistungen) erfolgen und Barrieren, die zur Entwicklung und Verhärtung von Teilhabebeeinträchtigungen beitragen, abgebaut werden. Werden all diese Dinge tatsächlich erfüllt und ändern sich gesellschaftliche Einstellungen, die eben doch noch häufig einen Unterschied machen, kann Inklusion gelingen. Inklusion ist jedoch nichts, was sich von heute auf morgen einführen lässt, es ist ein Prozess mit vielen Bausteinen.

## Erfolgsparameter Inklusion

„Wenn jeder Mensch mit oder ohne Behinderung überall dabei sein kann – in der Schule, am Arbeitsplatz, im Wohnviertel, in der Freizeit – dann ist das gelungene Inklusion.“  
Website der Aktion Mensch e. V.<sup>1</sup>

„In einer inklusiven Gesellschaft ist es normal, verschieden zu sein.“  
Richard von Weizsäcker, Politiker und Bundespräsident (1984-1994)

„Der Treffer soll Scharnier sein zwischen Bewohnern der Wohngruppen und den Bewohnern des Stadtviertels.“  
Judith Hoffmann, Regionalgeschäftsführung Diakonie Himmelsthür

## Wahrnehmung von Menschen mit Beeinträchtigungen

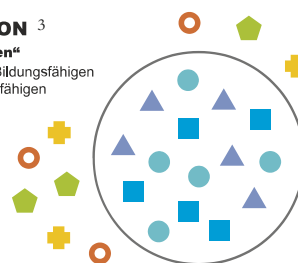
Bisher gilt: Die Wahrnehmung personenspezifischer Lebensumstände und Ansprüche ist unabdingbar für das Gelingen von Inklusion. „In einer inklusiven Gesellschaft werden Unterschiede und Abweichungen zwar bewusst wahrgenommen, aber in ihrer ausgrenzenden Bedeutung eingeschränkt oder aufgehoben.“ (Kirchenamt der EKD (Hg.), 2014: 28).

Im Alltag jedoch ist häufig zu beobachten, dass Menschen mit Beeinträchtigungen absichtlich nicht beachtet werden. So schreibt Sven Nickel<sup>2</sup>, dass es Verhaltensweisen im Umgang mit diesen gibt, die von der Gesellschaft positiv bewertet werden, wohingegen andere negativ besetzt sind. Das Anstarren von Menschen mit Beeinträchtigungen sowie diskriminierende Aussagen, Witze, Fragen und das Verspotten dieser Menschen gilt dabei als negativ. Positiv bewertet wird hingegen das „Übersehen“ von Menschen mit Beeinträchtigungen, um das

### EXKLUSION<sup>3</sup>

#### „Ausschließen“

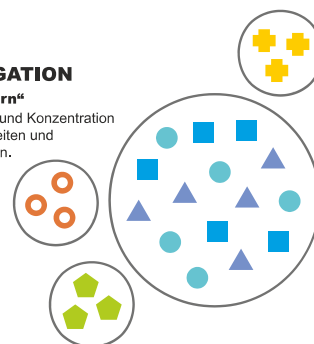
Trennung von Bildungsfähigen und Bildungsunfähigen



### SEGREGATION

#### „Aussondern“

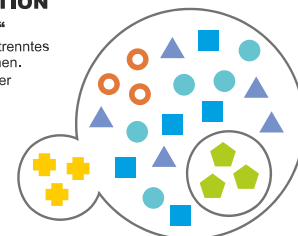
Separierung und Konzentration nach Fähigkeiten und Eigenschaften.



### INTEGRATION

#### „Eingliedern“

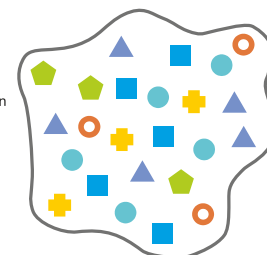
Fügt vorher Getrenntes wieder zusammen. Gemeinsam aber nebeneinander.



### INKLUSION

#### „Einschließen“

Alle gemeinsam. Die Struktur passt sich den individuellen Bedürfnissen an.



<sup>1</sup> <https://www.aktion-mensch.de/themen-informieren-und-diskutieren/was-ist-inklusion.html>  
(Abruf: 10.08.15)

<sup>2</sup> [http://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/grundschulpaed/2\\_deutsch/publikationen/snicket/media/nickel-gesellschaftliche\\_einstellungen.pdf](http://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/grundschulpaed/2_deutsch/publikationen/snicket/media/nickel-gesellschaftliche_einstellungen.pdf) 16.04.2015

<sup>3</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Inklusive\\_Pädagogik](https://de.wikipedia.org/wiki/Inklusive_Pädagogik)

eben erwähnte Starren zu vermeiden. Dass von dieser Missachtung eine tatsächliche Gefahr für die Inklusionsidee ausgeht, verdeutlichen die Ausführungen von Frank Dieckbreder (in Zitt u.a. 2013: 103), der sich mit der pädagogischen Dimension der Wahrnehmung beschäftigt. Die Wahrnehmung eines Menschen sei fundamental, damit dieser sich als Teil der Gesellschaft fühlen kann. Auch sei die Selbstwahrnehmung untrennbar mit der Fremdwahrnehmung verbunden. Dieckbreder und Zippert, die sich mit den institutionsgeleiteten Aspekten von Wahrnehmung auseinandersetzen, unterstreichen auch diesen Aspekt:

*„Wahrnehmung in Form von Wahrgenommen-Werden [ist] für die Identitätsentwicklung von Menschen [wichtig]. [...] Mangelnde oder verengte Wahrnehmung, z. B. mit Blick auf ein vordergründiges Problem wie eine Behinderung, verhindert die Entwicklung von Identität.“ (Dieckbreder und Zippert in Zitt u.a. 2013:134)*

Die Autoren (in Zitt u.a. 2013: 127, 141) verweisen besonders auf die Sprache. Gerade in Bezug auf Menschen mit Beeinträchtigungen ist auf sorgfältige Wortwahl zu achten. Die Wahrnehmung ist stets selektiv, da das Wahrgenommene von den Menschen gefiltert und eingeordnet wird.

*„Letztlich nimmt jeder Mensch tendenziös wahr, weil er alles, was er hört und sieht, vor dem Hintergrund seiner Persönlichkeit, seiner Einstellung zu anderen Menschen und seiner bewussten und unbewussten Ziele filtert“<sup>4</sup>.*

## Inklusionspotenziale von Wohnquartieren

Wohnquartieren wird Inklusionspotenzial zugesprochen. Ein Fazit des Forschungsprojektes „Möglichkeiten der verbesserten Inklusion in der Wohnumgebung“<sup>5</sup> ist, dass das Leben in Stadtteilen mit einem hohen Anteil von Haushalten mit niedrigem Einkommen sowie einer Vielzahl von sozialen Problemen (Migrationshintergrund, Langzeitarbeitslosigkeit) sich nachteilig auf die Teilhabe von Menschen mit Behinderung auswirken kann. Die Isolation führt dazu, dass es immer weniger Möglichkeiten gibt, öffentliche oder private Dienstleistungen (Bildung, Ausbildung, Gesundheit) in Anspruch zu nehmen. Die Bewohner\_innen mit Behinderung sind in diesen sozial schwachen Wohngebieten von stärker integrierten (einkommensstarken) Gruppen getrennt und können nicht von deren Netzwerken profitieren. Die engen sozialen Beziehungen, die nicht über das eigene Milieu beziehungsweise Quartier hinausgehen, können dazu führen, dass Abweichungen von den dort dominanten Normen und Verhaltensweisen nicht toleriert werden. Hinzukommt, dass die in der Regel zu klein gestalteten Gemeinschaftsnutzflächen das Aggressionspotenzial erhöhen. Infolgedessen können (Anerkennungs-) Konflikte entstehen. Auch der schlechte Ruf des Wohnviertels kann sich auf die persönliche Wertschätzung der Menschen mit Behinderung auswirken, so dass das Gefühl der Hoffnungslosigkeit verstärkt wird.

Auch Elke Becker und Carolin Runkel (2010: 160-162) zeigen auf, dass Menschen, die im strukturschwachen Raum leben, verstärkt durch ihre persönlichen Probleme am (zivilgesellschaftlichen) Engagement gehindert werden. Auf der anderen Seite können genau diese Wohnviertel ein stabilisierendes und protegierendes Umfeld sein. Dort wird niemand aufgrund seiner Bedürftigkeit verachtet, es gibt Anerkennung und respektvolle Begegnungen. Diese Quartiere können durchaus eine inkludierende Wirkung haben, wenn Vertrauensbeziehungen und enge soziale Beziehungen möglich sind, die das eigene

<sup>4</sup> <http://www.umsetzungsberatung.de/psychologie/wahrnehmung.php> 10.03.2015.

<sup>5</sup> Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik GmbH (Hg.), 2010: 5

Milieu überschreiten (Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik GmbH (Hg.), 2010: 8,14). Die Wohnungen der Menschen mit Beeinträchtigungen in Hildesheim liegen in einem strukturschwachen Sozialraum.

## Nordstadt als städtischer Raum

*„Die Nordstadt ist ein Teil von Hildesheim, ein Feld sozialen Experiments, in dem eine hohe Fluktuation herrscht, mit allen unterschiedlichsten Milieus, die wir in der Stadt haben, auf engstem Raum zusammengebracht sind und versuchen, unter den erschwerten Bedingungen verschiedener Kulturen, Religionen, ... ein Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln.“*  
Experte

Die Stadtteilgeschichte „Nordstadt“ reicht in die Zeit der Industrialisierung Hildesheims. Um die Jahrhundertwende prägten hier Zuckerraffinerie, Schlachthof, Eisen- und Metallgießerei, Maschinenfabriken, Glashütte, eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik sowie Innenhofkleingewerbebetriebe das Bild. An den Ausfallstraßen nach Hannover und Peine entstanden Arbeitersiedlungen, die später durch mehrgeschossige Wohnblockbebauung ergänzt wurden. 1945 wurde dieser Stadtteil großflächig zerstört, es folgte in den Nachkriegsjahren der Wiederaufbau der Miet- und Geschosswohnbauten. Industrieanlagen wurden infolge von Strukturprozessen kaum erneuert, es entstanden Industriebrachen, die für alternative Nutzung freigegeben wurden. In der Folge nahm auch die Zahl gewerblicher Arbeitsplätze ab. Dienstleister sowie Bau- und Verbrauchermärkte erobern seitdem den Stadtteil.

Die Wohn- und Lebensqualität ist auf den ersten Blick aufgrund der Nähe zum Bahnhof, zu Geschäften und Bildungsangeboten gut. Allerdings ist der Stadtteil durch querende Gleiskörper und die stark befahrene Bundesstraße 1 von der Hildesheimer Innenstadt abgetrennt. Auch haben die Bewohner aufgrund der Durchgangs- und Hauptverkehrsstraßen mit einem hohen Lärmpegel und Abgasen zu kämpfen. Der Mangel an Grün- und Spielflächen ist ein weiterer wohnqualitätsmindernder

Grund, die Ausstattung der Wohnungen ist vielfach nicht auf dem modernsten Stand.

Ende der 1970er Jahre sahen die Verantwortlichen der Stadt Handlungsbedarf. Die Sanierung „Südliche Nordstadt“ erfolgte in den Jahren 1986 bis 2008. Doch nachhaltig und die sozialen Bezüge festigend war der Sanierungsprozess nicht. Am Beispiel der Veränderung kirchlicher Präsenz im Stadtteil wird dies deutlich. Bis in die 70/80er Jahre war die evangelische Martin-Luther-Gemeinde der strukturgebende Ort in der Nordstadt. Die Kirchengemeinde war maßgeblich beteiligt an stadtteilprägenden Prozessen. Ende der 1990er Jahre gab es Veränderungen. Anstelle des kirchlich geprägten, zum Teil kleinbürgerlichen Milieus nahmen jetzt andere soziale Gruppen, insbesondere Migranten, aber auch Kreative, immer mehr Raum im Stadtteil ein.

*„10 Glaubensgemeinschaften: Juden, evangelische, katholische Christen, freie christliche Gemeinden, Aleviten, Wahabiten und andere Muslime. Mit Spannungen, die sowohl antagonistisch sein können als auch kreativ, mit starkem Sozial- und Bildungsgefälle und alles auf engstem Raume.“*  
Mensch in prekärer Lebenssituation

*„... heute muss man sagen: es ist eher ein Arbeitslosenquartier.“*  
Experte

Ein ergebnisoffenes Feld sozialen Experimentierens entstand. Die Nordstadt ist heute ein Stadtteil<sup>6</sup> mit fruchtbarem Nährboden unterschiedlichster Sozialakteure – von Sozialagenturen mit Trägerinteressen (beispielsweise dem „Treffer“) bis hin zu nachbarschaftlich organisierten Einrichtungen und Angeboten (Nachbarschaftsladen „Zeitreich“) sowie Selbsthilfegruppen wie Runde Stadtteiltische.

---

<sup>6</sup> Siehe auch: <http://kirche-findet-stadt.de/index.php/referenzplattform/referenzstandorte/region-nord/107-hildesheim-nordstadt>.

*„Also die, die hinter der Bahn sind, haben ja so ein Stigma und man sieht, dass der Stadtteil auch krank ist – und das schweißt so einen Stadtteil aber zusammen. Und ich finde, das macht die Nordstadt aus. Wir sind zwar hinter der Bahn, oder die vor der Bahn, wie man möchte, aber das macht uns stark, dass da alle, obwohl es so vielfältig ist, so eine Oppositionshaltung haben ...“*

*Experte*

*„Die Nordstadt kriegt immer alles so ab. Ob das Flüchtlinge sind oder ... und trägt auch viel. Wir sind mittlerweile ein Stadtteil, der gemeinwesenarbeitsmäßig gut aufgestellt ist und von daher haben wir die [Leute und ihre Anliegen] natürlich im Blick.“*

*Expertin*



## Erfahrungen mit dem Projekt

Befragt wurden Bewohner\_innen der Wohngruppe (28- bis 56-Jährige), Anwohner, Nutzer des Treffers sowie ortsansässige Experten. Der Fokus der Befragung lag auf folgenden Aspekten: Wie erleben die Bewohner\_innen die neue Wohnumgebung? Wie ist die Reaktion der Anwohner/Nachbarn? Welche Rolle spielt der Treffer?

### Die Sicht der Wohngruppen-Mitglieder

Von den 17 Bewohnern, die vor drei Jahren in Hildesheim ein neues Zuhause gefunden haben, beteiligten sich sechs an dem Gruppeninterview. Alle sechs Wohngruppenmitglieder haben eine geistige, manche zusätzlich eine körperliche Beeinträchtigung. Bevor die Gesprächspartner in die Peiner Straße ziehen konnten, wohnten sie in einer Wohnanlage für beeinträchtigte Menschen in Sorsum.

Das Leben in Sorsum beurteilen die Befragten im Nachhinein eher negativ, was mit der abgeschiedenen Lage, den schlechten Verkehrsverbindungen und den geringen Freizeitgestaltungsmöglichkeiten begründet wird. Vereinzelt werden aber auch Lärm und körperliche Auseinandersetzungen für die negative Beurteilung verantwortlich gemacht.

Das Leben in der Wohngruppe in Hildesheim wird sehr positiv bewertet, was mit der höheren Lebensqualität begründet wird. Die zentrale Lage der Wohnungen ermöglicht eine bessere Freizeitgestaltung. Auch das Gefühl der Freiheit spielt bei der Beurteilung eine Rolle.

*„Vorteile. Zentrum. In die Stadt rein laufen. Hier muss ich Bus fahren... Ich stehe auf, gehe duschen, essen, trinke einen Kaffee und gehe in die Stadt und bummel. Oder? Kuchen essen, Eis essen, mal eine Pizza essen, wenn das Wetter gut ist.“*

*Bewohnerin*

*„Freiheit pur. Freiheit.“*

*Bewohner*

Kontakt zu den näheren Anwohnern besteht kaum. So kommen die Interviewten lediglich mit den Nutzern des Treffers in Berührung. Bei Spaziergängen durch die Straßen Hildesheims werden sie größtenteils ignoriert, was ihnen jedoch gleichgültig ist. Ein Bewohner des Wohnprojektes wird von Kindern und Jugendlichen gehänselt, weil er einen Helm trägt. Mit dieser Art „Anmache“ hat er kein Problem, ein Hinweis auf seine Krankheit hilft dabei.

*„Die sprechen uns gar nicht so an. Gar nicht. Die gehen einfach stur lang. Das ist uns egal.“*

*Bewohner*

*„Ich habe nur einen Nachteil, ich habe einen Helm wegen der Epilepsie und werde dafür gehänselt hier. In der Stadt, Kinder, Teenies, Jugendliche, die lachen mich aus. Ich sage „Seid ruhig, ich bin krank. Ich bin nicht gesund. Ich bin etwas erkrankt im Kopf.“*

*Bewohner*

*„Wen ich nicht kenne, da quatsche ich nicht. Die sollen Distanz halten. Ich rede nur mit denen, die ich kenne.“*

*Bewohnerin*

### Die Sicht der Nutzer des Treffers

Um die Rolle des Treffers im Inklusionsprozess einschätzen zu können, wurde ein Gruppeninterview mit sechs Personen durchgeführt, die ein- bis zweimal in der Woche dort sind. Diese Nutzer sind 50 bis 65 Jahre alt, arbeitslos oder (Früh-)Rentner. Sie zählen nicht zu den direkten Anwohnern, sie sind einander größtenteils durch eine gemeinsame psychiatrische Behandlung bekannt. Zusätzlich wurde ein Einzelinterview mit einer Person durchgeführt, die den Treffer seit der Eröffnung regelmäßig besucht.

Die Einrichtung wird von allen sehr positiv beurteilt, da sie dort Akzeptanz und Anerkennung erfahren, was ihnen aufgrund ihres gefühlten marginalen Status in der Gesellschaft verwehrt bleibt. In Gesprächen mit Freunden und

Bekannten findet jedoch der Besuch des Treffers eher selten Erwähnung. Kontakt zu den Bewohnern besteht eher weniger. Lediglich wenn einer aus der Wohngruppe die Initiative ergreift, kommen beide Gruppen in Berührung.

*„Wir sitzen immer da in der Ecke. Letztes Mal saßen drei Bewohner in der Ecke, und weil das zu eng geworden wäre, sind wir dann auf die andere Seite gegangen.“*

*Nutzer des Treffers*

*„Da war eine dazwischen [den Menschen mit Beeinträchtigungen], die kam immer an unseren Tisch.“*

*Nutzerin des Treffers*

In Bezug auf die Bewohner wird das Verhalten als ungewöhnlich herausgestellt. Sie werden als nicht normal wahrgenommen und dienen zum Teil eher der Belustigung der Gruppe.

*„... irgendwie bringt sie [Bewohnerin] Stimmung rein und ist unbekümmert und lustig ... letzten Dienstag war sie schwer in Form, hat sich auf den Wäschewagen gefreut, der am Nachmittag kommen sollte und dann kam er früher und dann hat sie sich richtig gefreut und Happy Birthday gesungen...“*

### Nutzer des Treffers

Auch an den Aussagen zur Beurteilung der Lage der Wohnungen wird die empfundene Ungleichheit zwischen Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen deutlich. So wird der schlechte Ruf der Nordstadt herausgestellt. Dieser Stadtteil gilt als unattraktives Wohngebiet. Auf der anderen Seite wird das Viertel als Wohnort für die Menschen mit Beeinträchtigungen – die von dem Großteil der Nutzer weiterhin als „die Behinderten“ betitelt werden – als geeignet empfunden.

### Die Sicht der Anwohner

Die Frauen und Männer, die in nächster Nähe zur ambulanten betreuten Wohngruppe leben, bilden dagegen eine sehr heterogene Gruppe bezüglich ihres Alters und

ihrer beruflichen Tätigkeit. Auch mit ihnen wurden Gruppeninterviews durchgeführt. Aus der Nachbarschaft beteiligten sich insgesamt 23 Personen, die wenigsten kannten sich.

Nur einige kannten den Treffer. Sie beurteilen diesen überwiegend als Veranstaltungs- bzw. Freizeitraum für Menschen mit Beeinträchtigungen sowie für alte Menschen und für Kinder.

*„Ich wusste gar nicht, dass das öffentlich ist, bis wir telefoniert hatten. Und ich dachte vorher, hier oben drüber sind ja Räumlichkeiten, „Betreutes Wohnen“ für Leute mit Behinderung. Und ich dachte immer, das ist von denen aus, dass das der Treffpunkt von denen ist.“*

*Anwohner*

*„Wenn ich nach Hause gehe und hier rein schauen kann, dann sieht das nach einem sehr geschlossenen Kreis aus. Wie ein Verein.“*

*Anwohnerin*

*„Gehört der Teppichladen hier auch noch mit dazu? Oder ist der nebenan?“*

*Anwohner*

Auch Kontakt zu den Bewohnern besteht bis auf eine Ausnahme nicht. Es ist den Anwohnern bis zum Zeitpunkt des Gruppeninterviews zu einem Großteil nicht bewusst gewesen, dass Menschen mit Beeinträchtigungen in Wohnungen über dem Treffer leben.

*„Ich wusste das auch nicht, dass hier überhaupt noch Räume sind und ich wohne direkt daneben. Also quasi durch die Wand durch.“*

*Nachbarin*

*„Behinderte vielleicht. Weiß ich nicht. Da sieht man zu wenig auf der Straße von behinderten Menschen oder Menschen im Rollstuhl. Die würde man doch dann hier in der Gegend sehen oder?“*

*Nachbar*



Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass bei der Beschreibung der Wohnumgebung und ihrer Bewohner Menschen mit Beeinträchtigungen nicht ein einziges Mal Erwähnung finden, wohingegen die Alters-, Herkunfts-, und Milieustruktur der Bewohnerschaft den Informanten bestens vertraut sind. Viele nehmen Menschen mit Beeinträchtigung in ihrem alltäglichen Leben nicht wahr. Diese Nicht-Wahrnehmung wird mit einem gewissen Normalitätsempfinden erklärt. So würden die Menschen mit Beeinträchtigungen nicht auffallen, da sie zum normalen Stadtbild gehören würden. Die Frage, die sich durch diese Erklärung allerdings stellt, ist: Warum wurden alle anderen Menschen, die das Stadtbild prägen, genau beschrieben?

Die Beurteilung des Standortes für diese Art von Projekten ist nicht eindeutig. Es gibt zum einen die Stimmen, die auf die Gefährlichkeit und Ungepflegtheit des Stadtteils hinweisen, andere betonen das gute Nachbarschaftsverhältnis und die hohe Toleranzbereitschaft. Beide stellen jedoch die vorherrschende Anonymität im Stadtteil heraus. Von den einen wird diese als hinderlich für die Inklusionsbestrebungen gesehen, da die Möglichkeit Kontakte zueinander aufzubauen erschwert wird. Die anderen Stimmen betrachten gerade diese bestehende Anonymität als förderlich für die Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigung.

## Die Sicht der Experten

Bei den Experten handelt es sich um Personen, die aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit sowohl mit den Anwohnern als auch mit dem Treffer beziehungsweise der ambulant betreuten Wohngruppe im weitesten Sinne in Kontakt stehen. Mit neun Personen wurden Einzelinterviews durchgeführt. Der thematische Fokus lag auf der Wahrnehmung des Treffers und der Wohngruppe beziehungsweise auf der von ihnen vermuteten Außenwirkung dieser Einrichtungen.

Auffällig ist, dass auch bei den Experten Menschen mit Beeinträchtigungen bei der Beschreibung des Stadtviertels nicht aufgeführt werden. Sind die Experten im weitesten Sinne im Dienstleistungsbereich tätig, findet auch der Treffer oder die Wohngruppe bei Gesprächen mit ihren Klienten keine Erwähnung. Die Angebote des Treffers selbst werden – soweit sie bekannt sind – nur von den wenigsten der Befragten privat genutzt.

Es gibt bei den Experten zwei Gruppen. Zum einen findet man Personen, die aufgrund ihrer beruflichen oder privaten Situation im direkten Kontakt zum Treffer stehen. Sie kennen die Angebote, wissen um die Ziele, die mit diesem Projekt verbunden sind, und empfinden diese als mehr oder weniger erfolgreich umgesetzt. So beurteilen sie auch die Öffentlichkeitsarbeit als vollkommen ausreichend. Häufig wurden sie von den Betreibern beziehungsweise Mitarbeitern des Treffers über das Projekt informiert.

*„Werbung und so etwas haben die im Fenster hängen. Es stehen auch ständig Berichte in der Zeitung. Da sieht man schon, was wieder im Treffer los ist. Das machen die – und ich glaube, dass da nicht nur Leute aus dem Stadtteil hingehen, sondern auch aus anderen Stadtteilen Leute dort sind.“*

*Experte*

Der anderen Gruppe sind der Treffer und die Wohngruppe im weitesten Sinne bekannt, allerdings wissen diese Personen nicht, welche Absichten mit diesem Projekt verfolgt werden. Der Treffer wird von einigen

Experten selbst als Treffpunkt von Menschen mit Beeinträchtigungen und anderen randständigen Gruppen wahrgenommen. Diese Wahrnehmung finden die übrigen Experten dieser Gruppe, die um die Öffentlichkeit des Treffers wissen, ebenso bei Anwohnern. Dieser Untergruppe der Experten sind die Angebote der Begegnungsstätte teilweise bekannt, da auch ihnen das Projekt von den Betreibern / Mitarbeitern vorgestellt wurde.

*„[...] man hat halt nicht viel Informationen. Doch, aber ich habe ein paar Kunden, die von da kommen. Ich sehe auch oft, dass die hier vorbeigehen zum Einkaufen, Lidl und so. Diakonie ja, klar. Treffer? Ich wusste nicht, ob das jetzt dazugehört. Ich habe auch gedacht, es kann ja sein, dass die Rentner sich da treffen.“*

*Expertin*

*„[...] aber ich hatte auch so das Gefühl, dass es auch von den Bürgern so als gewisse Trennung gesehen wird. Dass man sagt, hier ist der Nachbarschaftsladen für die in Anführungsstrichen Normalen und das ist der Treffer, das Stadtteilgeschäft für Beeinträchtigte.“*

*Experte*

*Fast alle sind sich dennoch einig, dass die Nordstadt aufgrund der Zentralität und der hohen Toleranzbereitschaft als Standort für derartige Projekte ideal gewählt ist.*

## Die Rolle der Kirchengemeinde

*„Also ich hätte mir das im Vorfeld gewünscht, bevor die Wohngruppe kommt, dass das mit der Kirchengemeinde besprochen wird. Dann hätte man von vornherein sich ganz anders aufstellen können. So sind wir da reingerutscht und haben es uns hinterher mehr und mehr entwickelt.“*

*Experte*

*„Wenn die Pastoren sagen ‚Es ist doch toll‘, wenn ich weiß, dass es solche Leute hier im Stadtteil gibt, vielleicht kann man da versuchen, es bei Gottesdiensten anders aufzubauen. Aber sie waren halt einfach da und wir haben uns im Nachhinein angenähert.“*

*Expertin*

*„..... behutsam vorzugehen und nicht holterdiepolter: Wir haben fünf Millionen und bauen jetzt hier was hin. Sondern wirklich zu gucken, was in den Stadtteil passt und auch zu fragen, was fehlt dem Stadtteil vielleicht noch.“*

*Expertin*

*„Also dieser Wumms mit dem sie da kommen, mit Personal und Leuten, alles erstmal an sich reißen, auch Themen an sich reißen, wo man denkt, über dieses Thema haben wir uns schon jahrelang Gedanken gemacht. Fragt uns, macht das mit uns zusammen – und das passiert nicht. Sie denken, sie wissen alles von vorneherein und mischen so einen Stadtteil auf.“*

*Expertin*

An diesen und anderen Aussagen wird deutlich, dass die Anbahnung in Stadtteil und Gemeinwesenetzwerk und im Besonderen mit Blick auf die Kirchengemeinde nicht immer und in jeder Beziehung unproblematisch erfolgt ist. Wohl ist der Kontakt zur Kirchengemeinde früh von der Diakonie Himmelsthür (DH) gesucht, dennoch der weitere offenbar über die anfängliche Aktivität nicht fortgesetzt worden. Mit großer Sorge betrachtet die Kirchengemeinde, die bisherige gemeinwesenorientierte „Playerin“ der Nordstadt, dieses Vorhaben der DH. Dieser Stadtteil ist über lange Zeiträume infrastrukturell



und politisch in den Blick von Sozialarbeitern und Gemeinwesenakteuren geraten und hat von daher eine relativ hohe kulturelle Produktivität.

Grund der Sorge sind allerdings nicht die neuen Wohngruppen im Quartier („... eine Wohngruppe mehr oder weniger spielt nicht die entscheidende Rolle im Sozialgefüge einer Kirchengemeinde, weil es sich ja um sehr kleine soziale Einheiten handelt“), sondern die Errichtung des Treffers, der in direkter Konkurrenz zum Nachbarschaftsladen Zeitreich verortet worden ist.

Auch waren das Interesse und der Wunsch nach Ansiedlung einer solchen Einrichtung vonseiten der bereits im Gemeinwesen Tätigen nicht vorhanden. Die sich stetig entwickelnden, eigenen Aktivitäten im Stadtteil fordernten die Aktiven mehr als genug. Beide „Stadtteilläden“

sprechen darüber hinaus dieselben Adressaten an, unterscheiden sich aber grundlegend darin, dass der Treffer eine Art Sozialagentur mit trägerpolitischem Interesse ist, der Zeitreichladen im Gegensatz dazu ein Nachbarschaftsphänomen im Sinne von „So sind wir“ und nicht „Das wollen wir“. Würde man das Verhältnis zuspitzen, könnte man es wie folgt umschreiben: Der Treffer ist eher eine voluntaristische Veranstaltung.

*„Ich würde als erstes raten: aufpassen! Ich wäre schon skeptisch, wenn die kommen. Aufpassen, dass Ihr mitbekommt, was die da machen. Aufpassen, für was für Leute die sich interessieren. Aufpassen, dass Ihr nicht irgendwie nach hinten gedrängt werdet. Und wenn sie dann da sind, würde ich denken: Guckt mal, was Ihr zusammen macht könnt. Aber erstmal würde ich sagen: aufpassen“.*

*Expertin*

Allein, das Verhältnis hat sich über die Anfangszeit hin entspannt. Das lag eindeutig und glücklicherweise an den kommunikativen Fähigkeiten der sich vor Ort begegnenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

*„... da gab es eine Differenz – worauf ich mich beziehe, das betrifft nicht die Wohngruppe, sondern diesen Treffer. Der ist 200 Meter neben unserem gebaut worden, dem Zeitreichladen. Hätte man auch vorher mal anzeigen können. Da gab es ein bisschen Grummeln zunächst auf unserer Seite, hat sich inzwischen aber erledigt, die arbeiten gut zusammen, weil wir an dieser Stelle auch an einem Strang ziehen.“*

*Experte*

An einem Strang ziehen ist eine Voraussetzung für gelingende gemeinwesenorientierte Diakonie – in diesem Falle konnten die Barrieren nach anfänglichen Irritationen abgebaut werden. Um zukünftig solche unnötigen Verzögerungen und Abwehrhaltungen zu vermeiden, erfordert es bei dem Start von Projekten auf jeden Fall gute Ortskunde, Sozialraumkenntnisse, im Vorfeld Kontakt zur Kirchengemeinde, tragfähige Beziehungen zu Menschen vor Ort und direkten Anwohnern. Andererseits sind auch in der Hildesheimer Nordstadt Professionalität und Mitteleinsatz diakonischer Unternehmen der Quartiersarbeit zugutegekommen.

*„Das Schmachhafte wäre gutes Personal, mit dem man verlässlich zusammenarbeiten kann, mit dem man was auf die Beine stellt und Geld. Geld ist auch eine interessante Geschichte.“*

*Expertin*

## Ergebnisse

Inklusion beschreibt den Wandel von der Anpassung der Menschen mit Beeinträchtigung an die Normalgesellschaft hin zur Anpassung der Infrastrukturen an die menschliche Vielfalt. Ziel ist, Verschiedenheit als beschreibendes und nicht (mehr) bewertendes Merkmal zu sehen. Unterschiede zwischen den Menschen sollen zwar wahrgenommen aber nur noch als Ressourcen gesehen werden. Die Wahrnehmung von personenspezifischen Lebensumständen und -ansprüchen wird dabei als unabdingbar für das Gelingen des Inklusionsgedankens gesehen. Fehlende Wahrnehmung führt zum Übersehen des notwendigen Unterstützungsbedarfs und zur Gefahr einer Scheinnormalität, die die Ausbildung einer wirklichen Akzeptanz behindert. Ohne Wahrnehmung ergeben sich keine Veränderung der Einstellungen zu Behinderungen und ohne diese Veränderung werden Unterschiede nicht als Ressourcen gesehen.

- Was leisten solche Einrichtungen und Wohngruppen für das Gemeinwesen?

*Da weiß man sofort das sind nicht die Leute, die betitelt werden müssen, sondern das sind die, die mithelfen im Rahmen dessen, was sie können. Und dann bekommt das Ganze sofort eine andere Aura.“*

*Experte*

*„... ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass jeder und jede seinen Beitrag zum Gemeinwesen liefert – mit und ohne Handicap.“*

*Expertin*

## Zur Lage in der Nordstadt

Der Stadtteil Nordstadt hat für das Wohnprojekt eine ambivalente Qualität:

- Positiv wirken sich die zentrale Lage und die fußläufige Erreichbarkeit der Innenstadt auf das Lebensgefühl und die Möglichkeiten der Teilhabe der Bewohner aus: *„Gehe in die Stadt und bummele mit ihr [meiner Freundin]. Kuchen essen, Eis essen, mal eine Pizza essen“, „mehr Auslauf“, „man kann quatschen, mit wem man will“, „hier ist immer was los“.*

Es wird nicht von Übergriffen auf die Menschen mit Behinderungen berichtet, wie das aus Polizeisicht in anderen Stadtteilen häufiger der Fall ist. *„Hier ist jeder irgendwie anders“*, da fallen Menschen mit Behinderungen nicht weiter auf – weder im negativen Sinne einer Ausgrenzung noch im positiven Sinne einer Annäherung.

- Nachteilig an der Nordstadt ist, dass sich hier viele Problembereiche konzentrieren: *„wo viele Kulturen auf relativ engem Raum leben“, „eher sozial schwache Menschen“, „hohe Arbeitslosigkeit“, „häufig Alkoholprobleme“.* Dies führt zu Leerständen im Gewerbebereich, Rückzug öffentlicher und privater Dienstleister sowie in weiterer Folge zur Abwanderung der Mittelschicht. Dies erschwert die Inklusion, weil die Nordstadt nur einen bestimmten (marginalisierten) Teil der Gesellschaft abbildet. Der inklusive Gedanke kann so nicht in die Mittel- oder Oberschicht hinein wirken, die *„irgendwie Andersartigen“* bleiben hier unter sich.
- Für das Projekt bedeutet dies: Eine Umsetzung in einem citynahen und durchmischten Stadtteil wie der Nordstadt bietet aus Sicht der Bewohner\_innen und in Hinblick auf eine schnelle Umsetzbarkeit des Projektes deutliche Vorteile. Vor dem Hintergrund eines inklusiven Anspruchs erweist sich ein derartiges Umfeld (bisher) als wenig förderlich: Die Bewohner werden meist nicht einmal wahrgenommen. Das Bild, die Sicht auf sie, kann sich so nicht ändern.

- Ziel der weiteren Maßnahmen rund um die Wohngruppe sollte sein, die Bewohner\_innen im Stadtteil sichtbarer werden zu lassen. Möglichst so, dass sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten eine aktive Rolle im Quartier spielen können. Die neuen Ansätze, den Bewohnern auf dem Wochenmarkt eine Arbeitsmöglichkeit zu bieten, können ein Weg sein.

## Perspektive der Bewohner\_innen

- Die Männer und Frauen der Wohngruppe haben vor ihrem Umzug in die Peiner Straße fast alle im Heim der Diakonie Himmelsthür in Sorsum gelebt. Sorsum haben sie als Ort mit fehlenden Freizeitangeboten und einer schlechten Anbindung an die Innenstadt in Erinnerung, wo *„es richtig langweilig war, konntest nichts machen“.* In ihren Erzählungen stehen auch eher Unannehmlichkeiten im Vordergrund (*„knallen immer die Türen“*) oder Querelen innerhalb der Gruppen (*„Schlägerei“, „hat mich gekratzt“*). Lediglich der (kurze) Weg zur Arbeit wird positiver im Vergleich zur aktuellen Situation erwähnt.
- In der Nordstadt schätzen sie den neuen Freiraum und die zentrale Lage. Sie können am Leben in ihrem Wohnumfeld teilhaben und erleben keine oder wenig Stigmatisierung. Ihre Erzählungen sind eher vom positiven Gefühl bestimmt: *„man kann in die Stadt“, „macht Spaß, da zu wohnen“, „ich fühle mich hier geboren“, „Freiheit pur“, „Freunde treffen“.*
- Ihr Kontaktkreis umfasst die übrigen Bewohner und Arbeitskolleg\_innen. Zu den Nachbarn in der Nordstadt haben sie wenig bis keine Berührungspunkte. Die suchen sie nicht aktiv und vermissen sie auch nicht. Sie bleiben weitgehend *„unter sich“* (*„rede mit denen, die ich kenne, wen ich nicht kenne, da quatsche ich nicht“*). Ausnahmen gibt es beispielsweise beim Personal der umliegenden Geschäfte (*„vom Bäcker die Frauen, mit denen redet man ganz gut“*). Dass sie selber angesprochen werden, erleben sie in der Regel nicht (*„die sprechen einen nicht an“, „die gehen einfach stur lang, ist mir egal.“*)

- Weitergehende Wünsche an ihre Situation formulieren die Bewohner in Bezug auf mehr Mitwirkungsmöglichkeiten in der Wohngruppe: „mitreden“, „mitbestimmen können, Zettel ausfüllen, was wir machen möchten, ankreuzen, was man möchte“. Und sie würden gerne „mehr reisen“.

### Perspektive der Nutzer

- Die befragte Nutzergruppe wurde über die Leitung des Treffers „als regelmäßige Besucher“ vermittelt. Wie sich in den Gesprächen herausstellte, eint sie eine frühzeitige Erwerbsunfähigkeit sowie gemeinsame Erfahrungen aus therapeutischen Zusammenhängen. Sie wohnen nicht in der Nachbarschaft, sondern im Umfeld zwischen „10 Minuten“ und „9 Kilometer“ vom Treffler entfernt.
- Sie fühlen sich aufgrund ihrer fehlenden Erwerbstätigkeit und ihrer Gesundheitsbiografie selber als „Menschen, die außerhalb der Gesellschaft“ und „die nicht im normalen Ablauf stehen“.
- Am Treffler, den sie als „herzlich“ und „persönlich“ beschreiben, schätzen sie vor allem das Gefühl des bedingungslosen „angenommen werden“ und damit auch seine Schutzraumfunktion:

*„Das Aufeinandertreffen oder das Miteinander mit Menschen mit Behinderung und Stinknormale und auch welche, die durch Krankheiten Probleme haben und ich habe sofort das Gefühl gehabt, man ist gut aufgenommen, man wird nicht hier beobachtet: ‚Was ist das für eine?‘“*

- Sie schätzen die Herzlichkeit, die ihnen als Besucher entgegengebracht wird, und lassen sich von der als positiv und lebensfroh erlebten Ausstrahlung einzelner Bewohner mitreißen. Den Kontakt zu den Bewohnern suchen sie selber nicht, aufgrund der Besuche des Treffers und der positiven Erfahrungen haben sich ihre „Berührungängste“ gegenüber Menschen mit Behinderungen aber reduziert.

- Trotzdem ist eine Distanz zu dem als ungewöhnlich bezeichnetem Verhalten der Bewohner spürbar. Beispielsweise, wenn sie über den plötzlichen „Happy Birthday-Gesang“ einer Bewohnerin beim Eintreffen des Wäschewagens und ihre „Unbekümmertheit“ berichten. Oder wenn die Besucher erstaunt erzählen, dass „die so einfach frei, locker sind, trotz ihrer Behinderung. Aber auch lachen und sich freuen können“, wird deutlich, dass es ihnen suspekt ist, dass die Bewohner als „normale Menschen“ agieren und leben.

- So fördert der beiderseitige Kontakt im Treffler zwar eine Annäherung, im eigentlichen Sinne „inklusiv“ und gleichwertig werden die Bewohner aber (noch) nicht erlebt.

- In erster Linie bieten der Treffler und die Wohngruppenbewohner den Besuchern einen Rahmen, in dem sie ihre eigene wahrgenommene Ausgrenztheit aus der Gesellschaft als erträglicher empfinden können.

### Perspektive der Anwohner

- Die Anwohner und Nachbarn nehmen die Vielfalt im Viertel wahr, differenzieren die unterschiedlichen kulturellen Hintergründe und Personengruppen („Ausländer“, „Studenten“, „Alkoholiker“, „Arbeitssuchende“, „Arbeiterviertel“). Die Menschen mit ihren zum Teil sehr offensichtlichen Behinderungen kommen in ihren Schilderungen aber nicht vor, sind trotz unmittelbarer räumlicher Nähe für die meisten auch auf Nachfrage nahezu „unsichtbar“: „Da sieht man zu wenig auf der Straße von behinderten Menschen oder Menschen im Rollstuhl. Die würde man doch dann hier in der Gegend sehen oder?“

- Für dieses Nichtwahrnehmen werden eine Reihe von Vermutungen ins Spiel gebracht, die aber letztendlich alle nicht das „Übersehen“ erklären können: dass „Menschen mit Behinderungen inzwischen zum normalen Straßenbild gehören“, dass Hildesheim als „sehr integrativ“ erlebt wird oder auch, dass die „Wohngruppe diese Integration in die Nachbarschaft wohl nicht unbedingt wünscht“.

- So bleibt es dabei, dass die Bewohner der Wohngruppe in der direkten Nachbarschaft nicht präsent sind und sich damit die Wahrnehmung einer Beeinträchtigung auch nicht als normal entwickelt hat, *„Offenbar ist es hier ja anonym, weil es ja keiner von uns gewusst hat. Und dementsprechend stört sich natürlich auch niemand dran“*.
- Der Treffer als sogenanntes Scharnier in die Nordstadt wird in dieser Funktion nicht wahrgenommen. Hinderlich scheint dabei die Wahrnehmung als geschlossener Ort zu sein *„das ist so zugepflastert hier unten. Man weiß nicht, was drin passiert“, „als wenn man sich abschottet und die Fenster verklebt, da sagt man sich eher, da gehen wir lieber nicht rein“*. Auch zu möglichen Aktivitäten können sie keine Auskunft geben: *„Also es passiert hier ja offensichtlich nichts, wovon sich einer von uns hätte angesprochen gefühlt“*. Als mögliche Besucher des Treffers werden *„Ältere, Kranke, Behinderte“* vermutet – sich selber sieht man da nicht.
- Anregungen zur Änderung der Situation gehen in die Richtung *„mehr Öffentlichkeitsarbeit“*, aber *„ohne Zurschaustellung“* und vor allem auch, dass die alltäglichen Aktivitäten, die Interessensfelder sich mischen. Hier müssten *„Aktivitäten angeboten werden, damit es zu einer besseren Durchmischung kommt“*.

### Perspektive der Experten

Die Gruppe der Experten lässt sich aufgrund ihrer Sicht des Projektes in zwei Gruppen untergliedern:

1. Personen, die in professionellem Kontakt zur Wohngruppe und dem Treffer stehen (u.a. Vermieterin, Ergotherapie, Gemeinwesenarbeit, Kirchengemeinde).
  2. Menschen, die innerhalb der Nordstadt tätig sind, aber keinen direkten Bezug zu dem Projekt haben (u.a. Kioskbetreiber, Ortsratsbürgermeister, Polizei, Kirchenleitung, Friseur).
- Die Befragten aus dem professionellen Kontext verfolgen das Projekt und seine Entwicklung aktiv, nehmen die Bewohner wahr, empfinden sie als Bereicherung (*„ich habe mich gefreut, als die hergekommen sind“*, *„das hat das Straßenbild doch bunter gemacht“*), registrieren die Aktivitäten, die vom Treffer ausgehen, und sehen das Projekt inzwischen eingebettet in eine positive Stadtteilentwicklung.
  - Die Anfänge des Projektes werden häufig als nicht so gelungen gesehen, das reicht von vagen Einschätzungen wie *„von dem Treffer habe ich gehört, war da ein bisschen Konkurrenz“* bis hin zu deutlicher Kritik *„jetzt kommt die Diakonie als großer Tanker und manövriert mal kurz ein Beiboot in die Nordstadt rein“*. Inzwischen ist eine positive Annäherung der Beteiligten erfolgt. Der Start hätte jedoch konstruktiver gestaltet werden können.
  - Aus ihrer Sicht sind die Bewohner je nach Betrachtung integriert (*„die Behinderten haben sich da ganz gut eingefunden und die Bewohner [der Nordstadt] akzeptieren das und gehen ganz toll damit um“*) oder auch inkludiert (*„die sind einfach da und dann wird mit denen, wie sie sind, umgegangen“*, *„die sind jetzt halt auch da“*).
  - Im Sinne der Scharnierfunktion des Projektes in den Stadtteil sehen sie noch Entwicklungspotenzial: *„die wirkliche Begegnung, wirklich was gemeinsam zu tun, das sind alles Anfänge“*, es ist *„bei der Schnittstelle zwischen den Bewohnern und deren Nachbarn noch Handlungsbedarf“*.
  - Ähnlich wie einige der Anwohner verorten diese Experten den weiteren Weg außerhalb des Hauses Peiner Straße: *„Mehr mit anderen zusammen [im Stadtviertel] machen und dazu muss man raus, immer wieder raus, immer wieder Begegnung schaffen und nicht nur warten, dass jemand kommt“*.
  - Die zweite Gruppe der Experten (ohne direkten Kontakt zu dem Projekt) sieht die Situation aus einem distanzierteren Blickwinkel. Sie haben oftmals die Bewohner der Wohngruppe nicht oder *„zu wenig“* wahrgenommen und relativieren das Projekt bezüg-

lich seiner Auswirkungen, sofern es ihnen überhaupt bekannt ist („dafür ist die Gruppe auch zu klein“, „die reihen sich ein in eine Batterie von Sozialakteuren und sind einer davon“). Aus der Reihe der Gewerbetreibenden hätte man sich auch gefreut, „wenn die sich mal vorgestellt hätten“.

- Die Grundidee des inklusiven Wohnprojektes finden sie meist gut („Die Leute müssen in die Bevölkerung rein. Einfach, damit sie wie alle normalen Menschen damit umgehen können. Und wir müssen das dann auch lernen, mit solchen Leuten umzugehen“). Es finden sich aber auch kritische Stimmen, die die Umsetzung eher populistisch sehen („Das Wohnprojekt ist von der Bedeutsamkeit minimal. Es wird auf medialer Ebene hoch gehandelt, weil hier sozusagen politische Erwartungen bedient werden. Im Stadtbereich spielt das überhaupt gar keine Rolle“).
- Während eine Einordnung des Treffers und auch eine Differenzierung zum Nachbarschaftsladen den eingebundenen Experten oft schwer viel, ist dies für Experten mit größerem Projektabstand leichter: „Der [Nachbarschaftsladen] ist für die in Anführungsstrichen Normalen und der Treffer ist das Stadtteilgeschäft für Beeinträchtigte“; „der Nachbarschaftsladen ist eher „so sind wir“, der Treffer „das wollen wir“.
- Die Überlegungen dieser Experten zum weiteren Verlauf des Projektes decken sich weitgehend mit denen aller anderen Befragtengruppen: „Es müssen Begegnungsräume geschaffen werden, in denen untherapeutisch Kontakte stattfinden können“.
- Zusätzlich wird von einem Befragten noch ein Perspektivenwechsel ins Spiel gebracht: „Was mir bislang fehlt, was leisten die Wohngruppen für das Gemeinwesen?“ Die Konsequenz dieser Überlegung wäre, Optionen eines stärkeren Engagements der Wohngruppenbewohner in die Aktivitäten im Stadtteil zu schaffen, so wie dies beispielweise über das Wochenmarktprojekt

zukünftig auch vorgesehen ist: „Eine Funktionalität, die dem Gemeinwesen dient, hebt den sozialen Standard sofort: Das sind nicht die, die betüddelt werden müssen. Es sind die, die mithelfen im Rahmen dessen, was sie können“.

## Empfehlungen für Inklusionsprojekte in Wohnquartieren

Auf Basis der durchgeführten Erhebungen lässt sich für das Inklusionsprojekt „Peiner Straße“ folgendes Resümee formulieren:

- Die Umfeldparameter für das Projekt sind positiv:
  - Stadtteil im Aufbruch mit aktivem Straßenleben,
  - heterogene Bevölkerungsstruktur im Stadtteil, bei der nahezu jeder ein bisschen „anders“ ist und die nicht zu einer Ausgrenzung der Bewohner\_innen der Wohngruppe führt,
  - motivierte Mitarbeiter, engagierte Sozialraumakteure und ein aufgeschlossener Vermieter,
  - citynahe Lage, die den Bewohnern eine Teilhabe am öffentlichen Leben erleichtert.
- Die Projektumsetzung hätte durch eine frühzeitigere Einbindung der Akteure vor Ort wahrscheinlich beschleunigter und problemloser erfolgen können.
- Für die Einschätzung des Inklusionserfolges sind die unterschiedlichen Perspektiven der Wohngruppenbewohner, der Anwohner und der Experten zu berücksichtigen.
- Die Bewohner der Wohngruppe erleben eine deutliche Steigerung der Lebensqualität (neue und vielfältige Lebensmöglichkeiten). Sie fühlen sich inklusiv.
- Die Außenwirkung des Projektes und des Treffers in Bezug auf den Inklusionserfolg ist nach bisheriger Erkenntnis eher gering. Die Anwohner im Stadt-



teil und auch die nicht mit dem Projekt assoziierten Experten haben das Projekt so gut wie nicht wahrgenommen. Eine Scharnierwirkung in das Wohnumfeld konnte nicht nachgewiesen werden.

- Ohne diese Außenwirkung des Projektes ergeben sich jedoch kaum Situationen oder Anlässe, eine Behinderung in der Bevölkerung anders wahrzunehmen und Menschen mit Behinderungen bewusst als „normal“ wahrnehmen zu können. Oder ist das gar nicht das Problem?

### Drei Erfolgsfaktoren für Inklusion am Beispiel Wohnprojekt Peiner Straße und die aktuelle Umsetzung



## Fazit

- Die geringe Außenwirkung des Projektes steht scheinbar im Widerspruch zur Eigenwahrnehmung und Eigendarstellung der Projektverantwortlichen. Möglicherweise ist dieses Eigenbild jedoch stark durch die Rückmeldungen aus dem engen Kreis der Projekteingebundenen geprägt, die aufgrund ihrer Nähe und damit auch fehlenden Distanz die Auswirkungen des Projektes in der Breite überschätzt haben.
- Um den Inklusionsprozess zu fördern, scheint eine weitere Öffnung des Projektes in den Stadtteil sinnvoll. Dies umfasst eine (optische) Öffnung des Treffers ebenso wie eine stärkere Mitwirkungsmöglichkeit der Bewohner an Aktivitäten im Stadtteil.
- Die geplanten Maßnahmen (Wochenmarkt) für die bessere Präsenz in der Öffentlichkeit scheinen ein vielversprechender Weg zu sein, die für den Inklusionserfolg erforderliche Wahrnehmung herzustellen.
- In der Gesamtbetrachtung ist das Wohnprojekt „Peiner Straße“ geeignet, einen wirkungsvollen Inklusionseffekt zu erzielen. Allerdings ist zum derzeitigen Zeitpunkt nur eine Zwischenstufe erreicht, die sich im Wesentlichen auf eine Inklusionsleistung für die Bewohnergruppe beschränkt.

Die formulierten Zielprozesse mit Blick auf „normale Andersheit“ und „Teilhabemöglichkeiten“ sind in dem Projekt in Hildesheim inzwischen weitgehend erreicht. Der für den Inklusionsprozess ebenso gewichtige Erfolgsfaktor „Sichtbarkeit“ hingegen nicht in dem gewünschten und geplanten Maße.

## Ableitungen für zukünftige Inklusionsprojekte

Da die Grundausrichtung des Projektes unter Inklusionsgesichtspunkten positiv ist, sind für zukünftige Projekte im Wesentlichen drei Parameter anzupassen:

- **bestehende Strukturen** sollen stärker berücksichtigt werden,
- **Außenwirkung des Projektes** soll durch entsprechende Maßnahmen gefördert werden,
- **mehr Zeit** ist vonnöten, damit sich das Projekt im Umfeld entwickeln kann.

Daraus ergibt sich folgender Handlungsrahmen:

- Standortwahl je nach Projektziel:
  - Ziel: schnelle, geräuschlose Umsetzung: Auswahl eines Stadtteils mit Multikulti-Struktur.  
Nachteil: starker Fokus auf die Gruppe der „Marginalisierten“.
  - Ziel: „Erreichung der Mittelschicht“: Auswahl eines Stadtteils mit Mittelschicht-Struktur.  
Nachteile: aufwendige Umsetzung, da gleichzeitig mehr Widerstände, aber auch mehr „therapeutisches“ Engagement, zu erwarten sind.
- Gute, fußläufige Anbindung an Treffpunkte des öffentlichen Lebens (Cafés, Gastronomie, Ärzte, Einkaufsmöglichkeiten); optimal in Innenstadtnähe,
- Frühzeitige Einbindung der lokalen Akteure (Sozial-/Gemeinwesenarbeit, Kirchengemeinde),
- Sichtbarkeit des Projektes im Stadtteil sicherstellen,
- Öffnung des Projektes in den Stadtteil hinein, evtl. durch Verzahnung mit anderen Stadtteilangeboten,
- Interaktion fördern: Möglichkeiten der Mitwirkung der Wohngruppenbewohner an stadtteilbezogenen Maßnahmen initiieren (als Angebot an die Bewohner und nicht als Bedingung).

## Literatur

Becker, Elke / Runkel, Carolin: Zivilgesellschaft in räumlichen Arenen. In: Becker, Elke/ Gualini, Enrico/ Runkel, Carolin / Graf Strachwitz, Rupert (Hg.): Stadtentwicklung, Zivilgesellschaft und bürgerliches Engagement. Stuttgart 2010, Lucius & Lucius.

Dieckbreder, Frank: Pädagogische Dimensionen der Wahrnehmung, in: Zitt, Renate / Evers, Ralf / Herrmann, Volker / Hoburg, Ralf (Hg.): Wahrnehmung. Kohlhammer, Stuttgart 2013.

Dieckbreder, Frank / Zippert, Thomas: Institutionengeleitete Aspekte von Wahrnehmung in: Zitt u. a. (Hg.) Wahrnehmung. Stuttgart 2013.

Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik GmbH (Hg.) 2010: Möglichkeiten der verbesserten sozialen Inklusion in der Wohnumgebung. Schlussbericht. Im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Berlin: Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik GmbH.

Kirchenamt der EKD (Hg.): Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Gütersloher Verlagshaus 2014.

Waldeck, Thomas: Wahrnehmung aus philosophisch-theologischer Sicht, in: Zitt, u.a. 2013.

## Internetquellen

<http://www.umsetzungsberatung.de/psychologie/wahrnehmung.php> (Abruf 10.03.2015).

[http://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/grundschulpaed/2\\_deutsch/publikationen/snicket/media/nicket-gesellschaftliche\\_reaktionen.pdf](http://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/grundschulpaed/2_deutsch/publikationen/snicket/media/nicket-gesellschaftliche_reaktionen.pdf) (Abruf 10.03.2015).

<https://www.aktion-mensch.de/> (letzter Abruf 10.08.2015).

## Anhang

Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD (SI) wurde 2015 beauftragt, ein inklusives Wohn- und Betreuungsprojekt für Menschen mit Beeinträchtigungen in der Hildesheimer Nordstadt zu untersuchen. Dabei geht es um die folgenden Fragestellungen:

- *Wie wird die Präsenz der Menschen mit Beeinträchtigungen im Stadtteil erlebt?*
- *Wie funktioniert Inklusion konkret?*
- *Welche Rolle spielen Kirchengemeinde und diakonische Einrichtungen?*

Ein weiteres Ziel der Evaluation ist, auf Basis der Erkenntnisse Empfehlungen für zukünftige Inklusionsprojekte zu erarbeiten.

## Methode und Zielgruppe(n)

Die Untersuchung erfolgte als qualitative Studie auf Basis von Fokusgruppen und Einzelexplorationen.

Um die Auswirkungen des Inklusionsprojektes aus möglichst vielen Perspektiven einordnen zu können, wurden unterschiedlichste Personenkreise angesprochen und befragt:

A: Bewohner\_innen der Wohngruppe „Peiner Str. 6“

B: Anwohner\_innen aus den angrenzenden Straßen der Wohngruppe

C: Besucher\_innen des Treffers (Begegnungsstätte im Haus der Wohngruppe)

D: „Experten“ (Personen, die aus beruflichen Zusammenhängen sowohl Kontakt zu den Bewohnern der Wohngruppe als auch zu den sonstigen Anwohnern der Nordstadt haben):

- Dienstleistung, Handel: Friseur, Kioskbetreiber, Vermieterin, Ergotherapie
- Verwaltung: Polizei, Ortsratsbürgermeister
- Gemeinwesen: Sozialarbeit, Kirchengemeinde.

## Stichprobe und Befragungszeitraum

Die Stichprobe setzt sich zusammen aus: 6 Bewohnern, 23 Anwohnern, 6 Besuchern des Treffers und 10 Experten. Die Befragung der Bewohner\_innen, Anwohner und Besucher\_innen wurde in Form von Fokusgruppen durchgeführt. Die Experten und Expertinnen wurden im Rahmen von Einzelexplorationen interviewt. Die Fokusgruppen und Interviews fanden im Zeitraum Januar bis April 2015 statt.



## Fragiler Alltag

Sie sitzen zu Hause, gehen nicht arbeiten und kassieren das Geld vom Staat. Einige Zeitgenossen fassen so zusammen, was es zu Langzeitarbeitslosen zu sagen gibt. Aber stimmt das? Was wissen wir über Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit? Das SI der EKD hat sich in einer wissenschaftlichen Studie mit deren Lebensalltag befasst. Soziologin Bednarek-Gillen betont Fähigkeiten und Kompetenzen. Sie zeigt auf, wie Menschen, die zum Teil länger als fünf Jahre ohne bezahlte Arbeit sind, mit dem Scheitern umgehen und wie sie Krisen bewältigen.

Erschienen bei **creo-media**  
ISBN 978-3-981-4883-8-8  
(120 Seiten)  
8,50 € (zzgl. Porto)

Zu bestellen per Mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)



## Die Angst vorm Sterben

Die jüngst geführten Debatten lassen den Eindruck entstehen, eine Mehrheit der Deutschen spreche sich für eine Legalisierung des ärztlich assistierten Suizids aus. Über die Hintergründe jedoch ist viel zu wenig bekannt. Die Studie des SI schafft hier Abhilfe. Sie gibt Hinweise zu den Ängsten der Menschen, die sich einen ärztlich assistierten Suizid wünschen. Viele fürchten sich vor einem langen Sterben, vor Schmerzen und Atemnot. Diese Ängste müssen ernstgenommen und es muss eine gesellschaftliche Debatte geführt werden.

Erschienen bei **creo-media**  
ISBN 978-3-981-4883-8-8  
(28 Seiten)  
4,00 € (zzgl. Porto)

Zu bestellen per Mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)



## Familienorientierte Personalpolitik

Die Förderung einer größeren Familienfreundlichkeit ist aus den verschiedensten Gründen sinnvoll. Die vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Auftrag gegebene Studie untersucht Ausprägung, Gestaltung und betriebswirtschaftliche Effekte familienorientierter Personalpolitik in Kirche und Diakonie. Die Studie bestätigt, dass Familienfreundlichkeit ein wichtiger Faktor „Guter Arbeit“ ist und zu höherer Produktivität beitragen kann.

Erschienen bei creo-media  
 ISBN 978-3-981488333  
 (90 Seiten)  
 8,50 € (zzgl. Porto)

Zu bestellen per Mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)



## Kirche auf dem Campus

Wie gelingt es, das Interesse für die Evangelischen Hochschulgemeinden (ESGen) zu wecken und mehr Studierende zu motivieren, deren Angebote zu nutzen? Das SI der EKD hat im Auftrag der ESGen in Niedersachsen eine Studie durchgeführt, um Antworten auf diese Fragen zu finden. 2013 wurden an acht Hochschulstandorten Gruppeninterviews durchgeführt, um mehr über die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Studierenden zu erfahren.

Erschienen bei creo-media  
 ISBN 978-3-981-4883-5-7  
 (34 Seiten)  
 4,00 € (zzgl. Porto)

Zu bestellen per Mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)

**SOZIALWISSENSCHAFTLICHES  
INSTITUT**

der Evangelischen Kirche in Deutschland 

Sozialwissenschaftliches Institut  
der Evangelischen Kirche in Deutschland  
Arnswaldtstraße 6, 30159 Hannover  
Telefon 0511-55 47 41-0  
Telefax: 0511-55 47 41-44  
e-Mail: [info@si-ekd.de](mailto:info@si-ekd.de)  
**[www.si-ekd.de](http://www.si-ekd.de)**

**creo**  
media  
[www.creo-media.de](http://www.creo-media.de)

ISBN 978-3-9814883-6-4

